

Akustik des Denkens

Über die Untrennbarkeit der Sprache vom Klang

Von Malte Oppermann

Sendung: 25. Februar 2019, 22.03 Uhr

Redaktion: Michael Lissek

Regie: Nicole Paulsen

Produktion: 2019

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die neue SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

Der heilige Augustinus beschreibt im sechsten Buch der Bekenntnisse, wie sein Lehrer Ambrosius still in einer Kammer sitzt und liest.

„Wenn der heilige Ambrosius las, wandte er von den Seiten keinen Blick ab und versenkte sich mit der Seele in den Sinn, ohne ein Wort zu sprechen, noch die Lippen zu bewegen. [...] Viele Male [...] sahen wir ihn stillschweigend lesen, und zwar nie auf andere Art [...].“

Die Schüler, die ihren Meister suchen und ihn schweigend lesen sehen, sind erstaunt. In der Antike war das stille Lesen nicht üblich. Augustinus selbst mutmaßt, Ambrosius habe auf diese Weise gelesen, um seine empfindliche Stimme zu schonen, da er leicht heiser wurde.

„Akustik des Denkens“

Über die Untrennbarkeit der Sprache vom Klang

Essay von Malte Oppermann

Man denke sich eine Universitätsbibliothek, in der die Studenten laut lesen. Es fällt schwer, sich vorzustellen, wie in dieser Bibliothek noch gelernt werden könnte. Ebenso, wie man einen schwierigen Text verstehen soll, wenn man ihn Satz für Satz laut liest. Das stille Lesen, das immer wieder auch innehalten und zurückgehen kann, das den Blick über eine Seite springen lässt, scheint uns heute unverzichtbar zu sein und nicht zu ersetzen durch lautes Lesen und sich selbst Zuhören.

Wie bei Augustinus zu sehen, gab es jedoch Zeiten, in denen das stille Lesen unbekannt war. Still zu lesen war revolutionärer als man heute denken würde. Es markierte einen Übergang. Von Reden und Gesprächen hin zum Buch.

Dass Bücher und ihre Buchstaben zu etwas Wertvollem und Heiligem wurden, ist zwar in den jüdischen, christlichen und muslimischen Traditionen angelegt. In der Antike war man da aber noch nicht so entschieden.

Platon beispielsweise stand der Schrift skeptisch gegenüber. Im Phaidros lässt er Sokrates erzählen, wie der Erfinder der Schriftzeichen, der ägyptische Gott Theut,

seine Schöpfung dem König Thamus vorstellt. Nach dem Nutzen seiner Erfindung gefragt, antwortet Theut, die Schriftzeichen würden die Ägypter weiser und erinnerungsfähiger machen. Doch der König rügt ihn:

„So hast du jetzt, als Vater der Buchstaben, aus Vaterliebe das Gegenteil von dem gesagt, was ihre Wirkung ist. Denn Vergessenheit wird dieses in den Seelen derer, die es kennenlernen, herbeiführen durch Vernachlässigung des Erinnerns, sofern sie nun im Vertrauen auf die Schrift von außen her mittels fremder Zeichen, nicht von innen her aus sich selbst, das Erinnern schöpfen.“

Platon hielt die Schrift für ein totes und unvollkommenes Abbild der lebendigen und beseelten Rede der Wissenden. Wie eine herrliche Statue *wirkt* sie lebendig, doch scheint es nur so, als ob sie spräche und verstünde. Geschriebenes nämlich antwortet nicht auf Fragen. Es schweigt vornehm und bleibt, einmal aufgeschrieben, dasselbe, wo es sich auch immer herumtreibt.

Man mag das als unbegründete Furcht eines Menschen abtun, der noch nicht so selbstverständlich im künstlichen Raum der medialen Kultur lebte wie wir. Man mag den Kopf schütteln über die Idee, die Schrift habe gegenüber der gesprochenen Rede Nachteile.

Doch was, wenn nicht der geschriebene Text zählte sondern nur die klingende Stimme? Dann gäbe es keinen Grund, sich auf Geschriebenem auszuruhen. Dann müsste wieder und wieder gesagt werden, was wichtig ist. Am Besten noch, es würde gesungen.

Das ist der Zweck melodischer Mantras und Gebete. Oft verschmelzen dann Worte und Melodie so eng miteinander, dass es schwerfällt, sie wieder zu trennen. Ohne Melodie fällt einem der Text nicht ein, und wenn man sich den Text vorsagt, drängt sich unwillkürlich die Melodie dazu. Wenn man gewohnt ist, das Credo in gregorianischer Form lateinisch zu singen zum Beispiel.

Von einem Maharaja in Indien habe ich das Geständnis gehört, dass er die Gebete, die er als Kind gelernt hat, zwar alle noch singen könne, jedoch immer noch nicht wisse, was die Silben bedeuten, da er Sanskrit weder sprechen noch lesen kann. Das ist ein Extremfall, wo die Musik eine Rede und ihren Sinn in sich verbirgt, wie das Vulkangestein Kristalle.

Doch auch wenn man darüber staunen mag: in vielen Religionen würde aus solchem Beten ohne Verstehen nicht auf die Sinn- und Wirkungslosigkeit des Gebetes geschlossen. Es wird objektiv verstanden. Die Realität eines Gebets liegt nicht im Text und auch nicht in der Psyche dessen, der den Klang mit seinem Gesang hervorbringt, sie liegt im Klang der Stimme selbst.

Die Türme der Kathedralen sind umgekehrte Flöten, in denen das Geräusch hunderter Stimmen gesammelt wird, um gleich einem Goldfaden in den Himmel zu steigen.

Was geschieht, wenn Buchstaben an die Stelle von Klängen treten? Wenn an die Stelle der klingenden Rede, für die die Schrift dasselbe war, wie für ein Musikstück die Noten, die Schrift tritt?

Nur noch ganz leise klingt die Melodie der Worte an, wenn der Lesende sie auf der Buchseite entziffert. Irgendwann hört er sie gar nicht mehr.

Gewöhnt an die Schrift wie an die Atemluft, fällt dem geübten Leser die Besinnung auf den Klang der Worte schwer. Besonders wenn es keine Gedichte sind, die er liest, sondern Werbetafeln und Verkehrszeichen, Kurznachrichten und Abrechnungen. Dann ist es, als seien die Worte nur ihre Bedeutung und hätten den Klang bloß noch als Anhängsel.

In der Natur ist es umgekehrt. Da treten die Klänge kräftiger hervor. Manchmal füllen sie sich nach und nach mit Bedeutung und beginnen, eine Geschichte zu erzählen:

Das rieselnde Geräusch, das ganz feine Regentropfen auf der Wasseroberfläche eines ruhenden Sees erzeugen, kann nur gehört werden, wenn der Regen gerade noch schwach genug ist, es mit seinem Rauschen nicht zu übertönen.

Dies Geräusch hat eine besondere Wirkung. Während das Rauschen eines Wolkenbruchs nah anbrandet und den Raum um mich verengt, wird er durch das prickelnde Sprühen der feinen Tropfen auf dem samtene Spiegel erweitert.

Das ist angenehm. Die ganze Bucht wird gleichsam weich. Da bemerkt man erst, wie weit das Wasser reicht. Auch hinten, wo die Lichter zu Ende sind, liegt es noch da und wird vom Regen bestrichen. Das Klingeln der Tröpfchen erzählt mir davon. Nach und nach erhält es Bedeutung.

Wenn sich Klänge in der Natur für den Menschen, der sie hört, mit Bedeutung füllen, und Bilder hervorrufen und Erinnerungen wecken, dann mag das oft eher zufällig sein.

Wie oft hört man Vögel singen und Blätter rauschen und misst dem keine weitere Bedeutung bei.

Bei den Worten der Sprache, deren Aufgabe ganz im Übermitteln von Bedeutungen liegt, scheint der Klang nur in dienender Rolle aufzutreten. Man könnte sich denken, dass ein und dieselbe Wortbedeutung durch ganz verschiedene Silbenzusammensetzungen transportiert werden kann. Dass ein Wort so und nicht anders klingt, erscheint zufällig und nur der Konvention geschuldet.

Dass Worte überhaupt klingen, wenn sie ausgesprochen werden, das könnte etwas Nebensächliches sein. Sind sie nicht etwas ganz anderes als das Rieseln und Rauschen, Gluckern und Platschen von Wasser? Erfüllen sie ihren Zweck nicht genauso gut, wenn sie in Buchstaben gesetzt auf einer Buchseite stehen, ohne das Beiwerk ihres Klangs und Rhythmus`?

Es ist verlockend, sich vorzustellen, dass es ein Reich der reinen Texte gibt. Aufbewahrt jenseits aller Stimmen und Klänge. Tonlos.

Alle Systeme der Philosophen, alle Romane und heiligen Schriften bildeten eine ewige Bibliothek, die durch dicke Mauern vom Lärm der Tage abgeschirmt wäre. Was außerhalb der Mauern vor sich geht, darauf brauchten die Leser im Saal nicht zu achten. Sie wüssten, es ist ausgeschlossen, dass auf der Straße etwas passiert, dessen Beschreibung und Analyse ihnen nicht mit einem Handgriff zugänglich wäre.

Wer sich in diese Bibliothek zurückzöge, verfügte mit den Buchstaben über die Puzzleteile des gesamten Universums.

Die Idee ist alt, dass Buchstaben oder andere Zeichen die Grundlage des Universums bilden.

Jorge Luis Borges zitiert in dem Aufsatz „Vom Bücherkult“ einen kabbalistischen Text aus dem sechsten Jahrhundert, „Sefer Jezira“, in dem die These entwickelt wird, Gott habe die Welt mittels der zehn Grundzahlen und der zweiundzwanzig Buchstaben des hebräischen Alphabets geschaffen.

Das klingt wie die Phantasie eines herrschsüchtigen Verwaltungsbeamten, der die Weltverhältnisse nach den Ziffern und Paragraphen seines Registers gebildet sieht und nicht mehr umgekehrt.

Doch es leuchtet ein, dass ein Buchstabe etwas Unvergänglicheres hat, als ein ausgesprochenes Wort. Das Wort verweht. Es ist „Schall und Rauch“. Der Buchstabe dagegen steht da, unabhängig vom flüchtigen Klang, vom Leben der Individuen und dem Dahinfließen der Jahre.

Vielleicht liegt der Erfindung der Schriftzeichen schon dieselbe Bestrebung zugrunde, die später zur Verehrung und Anbetung der Buchstaben geführt hat. Nämlich der Wunsch, die Worte vor ihrem Verklingen zu bewahren.

Die Ablösung vom Klang der Rede ist vielleicht ein Versuch der Sprache, sich der Zeit zu entheben.

Die Reden, die Sokrates an seine Zuhörer richtete, sind verklungen in einem längst verschwundenen Augenblick. Sie hallten nach in den Köpfen lang gestorbener Jünglinge. Die sokratischen Dialoge Platons dagegen scheinen für ewig gesichert und aufgehoben, selbst wenn sie niemals wieder vorgetragen noch still gelesen würden.

Doch kann es wirklich sein, dass Worte verstanden werden können, ohne gehört zu werden? Selbst wer eine tote Sprache lernt, der lernt doch die Silben ihrer Worte. Wer liest, der hört auch, und sei es noch so leise.

Ist es denkbar, dass Buchstaben enthalten können, was in lebendiger Rede ausgesprochen und angehört wird? Oder sind Buchstaben nur ein trübes Abbild der Rede und nicht umgekehrt?

Was sich auf Buchseiten bewahren lässt, scheint weniger umfangreich, als das, was in einem Gespräch alles anklingen kann – auch wenn es mit viel weniger Wörtern auskommt als ein Buch.

Da sind die Eigenarten der Sprecher mit ihren Dialekten und unverwechselbaren Stimmen. Da ist das Drumherum von Geräuschen in jeder alltäglichen oder außergewöhnlichen Situation.

Doch da scheint auch noch etwas anderes zu sein, was den Vorrang der Rede vor der Schrift begründet. Ein Wissen, dass vor aller Grammatik liegt und das lange vor der Fähigkeit zu Lesen oder zu Schreiben erworben wird.

Die Grammatik teilt mit der Mathematik die Eigenart, eine späte Entdeckung zu sein. Als ich im Laufe meiner Schulzeit davon hörte, dass eine Grammatik etwas ist, das von philologischen Forschern geschrieben wird, empfand ich das als große

Erleichterung. Unbewusst hatte ich angenommen, dass die Grammatik, wie man sie in der Schule lernt, *vor* den Sprachen da sei, und das hatte mich ratlos gemacht. Das schien mir so, als sollte ich glauben, dass man einen Menschen bekommt, wenn man ein Skelett mit Fleisch behängt.

Die Sprache muss schon da sein, bevor sie grammatisch analysiert werden kann. Irgendwie muss es möglich sein, dass ein Wesen Worte oder Begriffe hört und redet, bevor es weiß, was ein Wort oder ein Begriff ist.

Es liegt nahe, dem Menschen ein eigenes Organ für die Sprache zuzuschreiben. Manche Sophisten der Antike nahmen an, dass es einen eigenen Sprachsinn gibt, so wie es einen Seh-, Hör-, Riech- und Tastsinn gibt. Von Gorgias wird so etwas berichtet. Der von ihm postulierte Sprachsinn nimmt die Worte der Sprache unmittelbar wahr; unzerteilt in Klangbilder und deren Bedeutung.

Liegt nicht gerade hier das schwer zu lösende Rätsel der Sprache? Dass es dem Sprechen über die Sprache so schwerfällt, bei der Sprache als ganzer zu bleiben, und nicht entweder *nur* etwas über Laute oder *nur* etwas über ihre Bedeutungen zu sagen? Eine Trennung übrigens, die in der Erfahrung gar nicht so leicht wiedergefunden werden kann...

Denn: Ich höre Laute, und indem ich sie höre, sprechen sie mir von etwas. Sogar ein unbekannter Laut erzählt mir von etwas und ist damit bedeutungsvoll, er erzeugt Ungewissheit und vage Ahnungen.

Ich höre Laute, die Worte - und Worte, die Laute sind. Laut und Bedeutung verschmelzen. Bei den ganz einfachen Geräuschen ebenso wie bei den viel komplizierteren Begriffen und Sätzen.

Ein gesprochenes Wort kann unendlich viel ärmer an Bedeutung sein als ein Geräusch oder unendlich viel reicher. Es kommt darauf an, von wo es kommt und wo es hinget. In die pochende Stille meiner Erwartung hinein tönt das Brechen von Geäst im Wald wie ein mächtiger Zauberspruch, der Seele und Körper in Bewegung setzt. Dagegen wirkt ein Wort oft flach und ärmlich; besonders, wenn es einer Empfindung Ausdruck geben soll.

Chesterton, der die Sprache für ein künstlerisches und kein wissenschaftliches Faktum hielt, erfunden von Kriegern und Jägern und um vieles älter als die Wissenschaft, schreibt dazu:

„Der Mensch weiß, dass seine Seele Tönungen in sich birgt, bestürzender, zahlloser und namenloser als die Farbschattierungen in einem herbstlichen Wald. Er glaubt trotzdem, dass diese Tönungen in all ihren Verschmelzungen und Übergängen mittels eines willkürlichen Grunz- und Krächzmechanismus aufs genaueste wiedergegeben werden können. Er glaubt, dass aus dem Inneren eines Börsianers tatsächlich Geräusche hervordringen, die alle Mysterien des Gedächtnisses und alle Todeskämpfe der Sehnsucht ausdrucksmäßig bezeichnen.“

Würdigt Chesterton die Geräusche herab? Wie die Farben des Herbstwaldes bestürzend sind und namenlos und zahllos in ihren Schattierungen, gibt es schließlich auch akustische Schattierungen in unausschöpflicher Fülle. Im Frühling, im Sommer, im Herbst und auch im Winter.

Wahrscheinlich gibt es sogar unzählige Arten annähernder Stille im Schnee.

Wenn das Ohr nicht so ein fein kalibriertes Organ wäre, dann wäre es wahr, dass die Menschen zu ihrer Verständigung allein auf die Bedeutung der Worte angewiesen sind. Wir hören aber sofort, wenn jemand den Ton verfehlt... Besonders in der politischen Auseinandersetzung oder unter Liebenden.

Eine winzige Veränderung der Modulation kann fatale Folgen haben. Dann spüren wir, dass die Rede keine Summe von Worten und grammatischen Regeln ist. Dann merken wir, dass der Klang ihr Körper ist. Ein beweglicher und geschmeidiger Körper, den wir berühren und dessen Gesten wir lesen.

Man könnte den Gedanken auf die Spitze treiben, indem man sagt, dass es überhaupt keine Laute und Töne gibt, die nicht irgendeine Sprache sprechen, wenn sie nur gehört werden. Sobald ein Wesen in der Lage ist, sie zu hören, besteht auch schon die Möglichkeit, dass sich diese Töne in eine Art Sprache verwandeln.

Doch nicht nur auf Laute trifft zu, dass sie zu demjenigen etwas sagen, der sie hören kann. Nicht nur die Klänge, auch alles andere, was Sinnesorgane wahrnehmen, spricht zu *dem* Lebewesen, für das es eine Bedeutung hat.

Der Schatten des Bussards sagt zur Schlange „flieh“, und der Geruch von Blut ruft dem Jagdhund zu „hier lang, hier weiter, hier bist Du auf der richtigen Spur.“

Jeder sinnerfüllte Lebensaugenblick eines Wesens ist wie ein Wort seiner Geschichte. Es gehört sozusagen zu einem Satz in seiner Biographie.

Doch es ist ein Wort, dass nicht nur aus Klängen, sondern auch aus Farben und Gerüchen gebildet ist: eins, das man berühren und schmecken kann.

Von Johann Georg Hamann stammt die Idee einer universellen Sprache der Schöpfung.

Für Hamann ist alles Wirkliche Wort und dichterische Schöpfung. Die Erde ist ein Gedicht Gottes, und alle Regungen unter der Sonne bis zu den Worten des Menschen sind dessen Silben.

Unzählige Stimmen klingen da sinnvoll und harmonisch zusammen, indem sie aufeinander antworten. Die Bewegung eines Tiers erscheint als Rede, die sich fortspricht in der Beschreibung, die der Mensch ihr gibt, und in jeder Erscheinung schlummert das Wort, das sie erschließt, sodass in jedem Wort das Wesen einer Sache steckt und in jeder Sache ihr rechter Name und Begriff.

Vielleicht ist es unmöglich, jede Erscheinung im Universum zu entziffern als ein sinnvolles Wort. Mit meinen Erlebnissen ist das anders. Sie reihen sich tatsächlich aneinander wie Worte einer Geschichte. Was immer ich bewusst erlebe, dem höre ich gleichsam zu.

Heute im Garten habe ich beobachtet, wie die Katze ein Eichhörnchen gefangen hat. Ich sah es eigentlich nur aus dem Augenwinkel. Eine Szene kurz wie Lidschlag.

So schnell, wie die Katze das Eichhörnchen am Stamm der Olive packte und die Zähne in seinen Hals schlug, so schnell, ja ganz synchron mit dem Geschehen, hörte ich mich selbst rufen: „Kätzchen, lass doch das Eichhörnchen!“ Nachher dann, als ich dabei zusah, wie das Eichhörnchen vom Kopf an langsam und knackend zerbissen wurde, fiel mir auch ein, dass ich in die Hände geklatscht hatte.

Nun ist eine reflexartige Bewegung das eine. Aber eine reflexartige Rede ist schon erstaunlich. Sie wird wahrscheinlich nur dann auftauchen können, wenn alle Sinne nach außen gerichtet sind; wenn einer mit Leib und Seele beim Tanz dabei ist. So wie tausende Besucher eines Fußballspiels auf einen Schlag wie aus einer Kehle aufschreien können, kann die Stimme unmittelbar hineinsprechen in die kleinen

Geschichten, die sich von Augenblick zu Augenblick, in Gärten, auf Wiesen, auf Sportplätzen oder in Werkhallen verwirklichen. Treu wie ein Echo.

Das setzt voraus, dass das wahrgenommene Geschehen immerzu schon in Sprache übersetzt ist. Man braucht nur zuzugreifen. In Wahrheit übersetzt man gar nicht: was auch immer eintritt, bringt seinen Namen mit. Die richtigen Worte liegen schon da.

Es ist, als bildete die Umwelt einen sprechenden, schwingenden Akkord, in dem man selbst mitklingt. Es herrscht Einklang zwischen Innen und Außen.

Dieser Einklang lässt sich am besten herstellen, wenn der ganze Körper in Berührung mit den Dingen steht. So wie bei der Gartenarbeit. Je anstrengender, desto besser. Da wird das oft willkürliche Geplapper der Phantasie für einige Zeit zum Verstummen gebracht.

Man ist absorbiert von den Gegenständen, mit denen man umgeht. Man singt innerlich nichts mit als die Melodien der Natur, der Umgebung um einen herum. Täte man es nicht, käme man wahrscheinlich auch nicht voran. Ein Mensch, der nachsinnt oder innere Selbstgespräche führt, wird schlecht zupacken und selten an der richtigen Stelle. Dem wird vielleicht auch der warnende Ruf nicht schnell genug über die Lippen kommen, wenn er sieht, dass jemand in Gefahr schwebt. Er schwingt nicht mit im Geschehen.

Doch könnte es nicht sein, dass sich auch gut ohne so eine Einschwingung auskommen lässt, wenn nur die optische Wahrnehmung klar genug ist?

Die Filmrolle von Bildern, an denen ich während jedes Augenblicks meines Lebens vorbeisclendere, ist meinen Augen eine leichte Übung. Die Wahrnehmung sendet ein Heer tastender und prüfender Boten über die Dinge. Stumm wie ein Lichtstrahl fährt der Sehsinn die Topologie der Außenwelt ab. Er spiegelt sie wider in einem geometrischen Bild; als Karte der Objekte.

Doch so wie die zweidimensionale Darstellung eines Raumes auf einer Karte nicht vollständig ist, bleibt auch das Bewusstsein der äußeren Welt unvollständig, wenn es taub bleibt. Die Wahrnehmung wird variiert durch den bassocontinuo des sie begleitenden Denkens. Im Hallraum der Worte überträgt sich gleich einer Schwingung ein Sinn auf die Dinge, der sie auf eigene Art hervortreten lässt.

Das ständige Mithören und -sprechen der Erlebnismomente ist etwas sehr Intuitives. Es geht wie von selbst. Es scheint auf einer ganz anderen Ebene gelagert, als das klare und abstrakte Nachdenken.

Doch auch im äußerst abstrakten Denken steckt noch ein sich-Einschwingen in den Gegenstand.

Ist nicht auch die hochtechnische Sprache in den Wissenschaften überall dort, wo sie gesprochen wird, in Seminarräumen und Hörsälen, eine intuitive Angelegenheit?

Die trockenen Formeln werden zu Siglen für ganze Theoriebausteine, mit denen die darin versierten herumjonglieren, wie eine Gruppe von Jungs mit Redewendungen und Scherzworten.

Nur im aufs äußerste vorangetriebenen Kampf der Argumente scheint die Sprache zu erstarren, wie in einem Korsett aus Draht. Sie wird tonlos und stumm gleich einer mathematischen Formel. Doch nicht etwa, weil sie von Natur aus nicht zur Logik neigt und die Pedanterie der Logiker sie getötet hätte. Es scheint vielmehr der Wille der Sprecher, unbedingt zu überzeugen, zu sein, der sie vertrocknen lässt.

Es ist vielleicht gerade der Rest von Vibration und Klang in ihr, um den dann gerungen wird. Das letzte Stück emphatischen Einschwingens in die Phänomene, dass sich von einem Menschen zum anderen so leicht nicht übertragen lässt.

Am ehesten ist es die *Stimmung*, die von Mensch zu Mensch überspringt. Kann das nicht oft auch in seinem anderen Wortsinn verstanden werden? Nämlich akustisch? Im Sinne der Tonstimmung wie bei einem Instrument?

Wenn die Dinge gut laufen, beginnt man zu pfeifen oder zu singen. Kennt man das nicht von den Spielen der Kindheit? Ein kleiner Junge müht sich erst stumm, seinen Ranzen auf dem Kopf balancierend einen Weg entlang zu gehen. Irgendwann gelingt es ihm, und da hellt sich seine Miene auf, und schließlich, je sicherer er wird, beginnt er im Singsang vor sich hinzusagen: „Ich geh mit meinem Ranzen, ich geh mit meinem Ranzen“.

Ähnliches findet sich auch beim gemeinsamen praktischen Arbeiten. Ein kollektives Mitsprechen einer gelingenden Tätigkeit. Wenn viele an einem Strang ziehen oder man sich in der Menschenkette Steine oder Sandeimer zureicht. Aus dem einzelnen Kommando: „Hau Ruck“ wird ein vielstimmiges, freudiges „Hau Ruck, Hau Ruck, Hau Ruck“, wenn der Takt gefunden ist und etwa ein schwerer Schiffsrumpf, auf runden Balken gelagert, langsam in Bewegung kommt.

Wahrscheinlich müsste man bei sehr genauer Selbstbeobachtung bemerken können, wie sich je nach Absicht und Tätigkeit die Tonhöhe der inneren Klangwelt verändert. Das dürfte besonders in Momenten erfahrbar sein, wo ein plötzlicher Wechsel eintritt. Wenn man zum Beispiel einige Bretter unter dem Arm trägt und nach einer gewissen Strecke die Spannung in der Hand nachlässt, dann rutscht vielleicht eine der Latten aus dem Stapel und droht zu Boden zu fallen, sodass eine schnelle Bewegung nötig ist, das Gleichgewicht wiederherzustellen.

Doch bevor noch der Verstand Zeit gehabt hätte, das Geschehene in einem Satz auszusprechen, hat der Reflex uns geholfen und im schnellen Nachfassen ist die Fuhre gerettet.

Das empfindet man vielleicht wie einen verflochtenen Strang von Harmonien. Wie ein Kanon. Die plötzliche Empfindung des abrutschenden Holzes ist wie eine plötzliche Variation der Musik. Wie ein Ton; ein Ruf, der eine ganz bestimmte Antwort verlangt. Wenn in Slapstickfilmen die Missgeschicke der Figuren mit bestimmten Kadenzen illustriert werden, steckt dahinter der gleiche Zusammenhang: in der erwartungsvollen Anspannung der Fasern und Nerven, die jede Tätigkeit begleitet, schwingt ein Ton, der nach oben oder unten verrutschen kann. Der Schreck bewirkt eine Abweichung nach oben. Ein Schreckensschrei ist oftmals schrill. Dumpf und tief ist dagegen die Enttäuschung. Der stabile Akkord reißt ab und die Spannung fällt in sich zusammen.

Es ist kaum vorstellbar, dass es Sinnenwesen geben soll, die *völlig* taub sind. Die keine Harmonien der Schwingung kennen, auch wenn sie sie nicht akustisch reproduzieren können. Auch in ihrem Inneren wird es ein Tönen geben.

Der Herzschlag erschüttert ganz fein den Körper, der Aufprall eines Baumstamms auf den Waldboden setzt sich in das Zwerchfell fort. Und die Überraschung des plötzlich Angesprochenwerdens geht durch alle Sinne hindurch. Sie fährt in die Glieder. Nicht nur ins Ohr.

Plötzlich höre ich draußen vor dem Haus eine Stimme meinen Namen rufen. Ich schaue mich um, doch kann niemanden sehn. Die Beunruhigung die mich da erfasst, gründet bestimmt nicht nur in animalischen Instinkten.

Etwas tritt in den Raum meines Augenblicks ein und spricht hinein in meinen inneren Monolog. Die neue Schwingung und Stimme muss eingeordnet werden in die Melodie und den Rhythmus meines Zwiegesprächs mit der Welt. Das gelingt, sobald sich ihr Ursprung und ihre Intention zeigen. Deswegen die Unruhe, die erst aufhört, wenn ich

den Nachbarn zwischen den Zweigen hindurch erkannt habe. Inneres und äußeres Tönen gehen ineinander.

Die Sinne reden mit jedem neuen Ereignis. Sie hören und verstehen es.

Es wird übersetzt in die Geschichte einer Stunde oder eines Tages und schließlich eines ganzen Lebens.

Über die am Boden ausgelegten Netze gebückt, klaube ich Äste und Blättern aus den herab geschüttelten Oliven. Diese Aschenputtelarbeit war nicht nötig, bevor die pneumatischen oder elektrischen Klappern zum Einsatz kamen, mit denen heute die Oliven aus den Bäumen gerüttelt werden. Da legte man noch keine Netze unter die Bäume, in die die Früchte samt Blättern und Ästchen herunterfallen, sondern pflückte auf langen Leitern stehend einzeln und mit der Hand, eine Kiepe an der Seite.

Das Herausklauben der Blätter ist nicht unangenehm. Man kann es zu zweit oder zu dritt erledigen. Nah nebeneinander am Boden sitzend, regt die Arbeit zum Gespräch an.

Als ich so am Boden hocke, trifft mich eine Olive auf den gekrümmten Rücken. Das ist ein ganz kurzes Erschrecken. Augenblicklich ist aber auch schon die Bedeutung des Signals verstanden: „Du Sammler da unten, hast einen Rücken. Er wölbt sich unter dem schmutzigen Hemd aus der Wiese, weißt Du das nicht?“ ... „Doch, doch, ich weiß, ich hatte es nur vergessen.“

Wer etwas vergessen hat, erfährt dies erst, wenn es ihm gesagt wird. Wie riesig ist der Anteil des im Augenblick gerade Vergessenen an meinem gesamten Wissen um die Wirklichkeit! Ständig spricht mich irgendeine Stimme darauf an und gibt mir so ein Stück Erinnerung zurück. Einen Fitzel meiner Welt.

Die Konzentration bereichert und beengt zugleich. Die Seele zieht sich zurück ins Schneckenhaus eines kleinen Wunsches, doch überall von außen klopft und ruft und lockt es.

„Denk doch nur, das Fass im Keller, wie viele Flaschen, wirst Du da abfüllen! Erinnerst Du Dich noch, wie der Weinbauer Dir den Tank gezeigt hat? Und an Deinem Schienbein, die Muskeln, sie ziehen ein bisschen, ja guck, Du stehst am Hang, das Gelände fällt ab.“

Die literarische Wiedergabe des inneren Stimmengewirrs, des „stream of consciousness“ hat ihren großen Reiz. Soll man sich wundern darüber, dass Bücher,

die so geschrieben sind, oft einen animistischen Zug kriegen? Sie wuseln und schwirren. Man tritt in sie ein wie in Häuser, die voller Kobolde sind. Hinter jeder Ecke lugt ein neues Gesicht hervor und jedes Stuhlbein und jeder Türrahmen erzählt seine eigene Geschichte; alles plappert durcheinander.

So wie der Leser nichts von einer Buchseite aufnehmen könnte, verwandelte er in seinem Innern nicht das Stumme der Buchstaben zurück ins Klingende der Rede, so ist auch die Wahrnehmung der Dinge nicht vollständig ohne die Geschichte, die klingend in ihr miterzählt wird.

Während es zuerst ganz instinktive Zusammenhänge sind, die da zutage treten, kann nach und nach das abstraktere Nachdenken den Faden aufnehmen. Aus dem Erlebten wird schließlich eine Idee gewonnen oder ein Begriff. Auf der Höhe der Abstraktion angelangt, scheinen Klang und Rhythmus der Sprache unwichtig zu werden.

Der Umgang mit Begriffen ist weniger gefeit gegen den Einfluss bloßer Willkür als der Umgang mit Objekten, die ihr Gewicht und ihre Kanten haben. Es scheint oft leichter, sich im Denken zu verirren und abzurutschen, gleichsam aus dem Takt zu kommen, als in der leiblichen Bewegung. Das abstrakte Denken scheint tendenziell abgelöst von der haltenden Mauer des Realen.

Es ist doch auffällig, wie die Grübelei unseren Einklang mit der Welt stört. Als würde ein Sänger im Chor plötzlich unfähig, Takt und Tonhöhen zu treffen. Er selbst erlebt das als Verlust des Zugriffs. So wie der falsch singende Sänger schließlich verstummt, so breitet sich auch im Inneren des Grüblers eine dissonante Stille aus.

Er gleitet ab von den Dingen. Melodie und Rhythmus des intuitiven Denkens zerreißen. Die Wörter fallen aus dem Singsang der inneren Rede, deren Sinn sich zu verlieren droht. Das ist wie ein Verlust des Gleichgewichts.

Der Fuß findet immer dort sicheren Halt, wo der Tänzer sich tragen lässt von einem Prozess, den sein Geist nicht reproduzieren kann.

Das Staunen folgt dem Moment, in dem die Orientierung verloren wurde. An ungezählten Dingen und Bildern reitet Parzifal im Wald vorbei, doch plötzlich hält er vor einigen Blutstropfen in Schnee.

Der innere Text erstarrt. Plötzlich zeigen sich die Worte nackt. Wo eben noch ihr reiner Klang mit Überzeugungskraft gesättigt war, steht nun das Problem ihrer exakten Bedeutung.

Solche Momente, in denen man mit einem Male an den gewohnten Vorstellungsbildern und bevorzugten Wortverbindungen zu zweifeln beginnt, sind vielleicht gar nicht unbedingt Momente, in denen man der Erkenntnis näher ist. Als würde der Mensch erst in dem Moment, wo er seine Stimme verliert, vernünftig werden. Viel eher sind sie ein aus dem Tritt Kommen der Sprache, die auf einmal festzuhalten wünscht, was nur in der Bewegung bestehen kann. Im Weiterklingen einer Melodie.

So wie ein Kind auf der Schaukel den höchsten Punkt seines Schwunges nur erreichen und erfahren kann, wenn es durch alle anderen Punkte der Pendelbahn hindurchschwingt, so erzeugt der Klang eines Wortes seine Wirkung nur, solange er unablässig fortgeht in der harmonischen und rhythmischen Sukzession klingender Rede. Ist er verklungen, setzt er sich doch fort im nächsten Laut. Das Ineinanderübergehen der Klänge und Worte individuiert sie zugleich und erfüllt sie mit Bedeutung.

Ist es nicht merkwürdig, dass die gesprochene Sprache in ihrem Klingen verschwindet? Jedes gesprochene Wort ist gebunden an die Sekundenbruchteile, in denen seine Silben ertönen. Wer einer Stimme zuhören will, muss ihrem Tempo folgen, ob er will oder nicht. Wenn Sie das jetzt hören, haben Sie nicht die Möglichkeit, zurückzublättern zu dem, was Sie gerade gehört haben. In der Welt der Klänge gibt es kein Zurück. Was verklungen ist, ist verklungen, was gesagt ist, ist gesagt.

Ist das nicht merkwürdig, wenn man sich vorstellt, dass es doch gerade die Sprache ist, die uns hilft, Dinge festzuhalten? Stunden und Eindrücke herauszuheben in die Weltecke dessen, was wir wissen und verstanden haben?

Es könnte scheinen, als sei nur die gesprochene Sprache bewegt. Es stimmt, zumindest die Buchstaben stehen still. Doch tut es auch der Verstand des Lesers, wenn er den Blick über sie gleiten lässt? Und ist da ein Stillstehen, wenn man nachdenkt und Worte dazu benutzt?

Kann es wirklich sein, dass in der Schrift oder im Denken die Sprache stillsteht? Muss sie nicht jedes Mal wieder zu klingender Bewegung werden, wenn etwas geschrieben oder gelesen, erinnert oder gedacht wird?

Das liegt vielleicht daran, dass die Sprache in sich selbst nicht starr und stumm ist, sondern gebunden an die Bewegungen und Regungen dessen bleibt, der mit ihr umgeht. Sei es sprechend oder hörend, schreibend oder lesend.

Die Sprache hat Bewegungscharakter, ob sie nun in den Ohren oder innerlich klingt. Sie geht beiher. Sie gleitet in rhythmisch-harmonischer Weise mit im Dahinfließen der Zeit.

Warum soll man in diesem übertragenden Sinne nicht von einer Akustik des Denkens sprechen? Auch wenn sich die Sprache loslöst vom Klang der Stimme und nicht mehr ausgesprochen und gehört, sondern geschrieben, gelesen und gedacht wird, bleibt es womöglich dabei, dass die Worte von Silbe zu Silbe anklingen müssen, wenn auch blitzschnell und kaum merklich.

Die Sprache ist gebunden an das Verklingen der Worte, und doch ist nichts mächtiger, Vergangenheiten und Orte und ganze Welten des Wissens zu bewahren, als sie. Sie verwirklicht sich im Dahingehen eines äußeren Klangs oder inneren Anklangs und doch ist sie das Medium der Wiederkehr, der Bewahrung und Erinnerung.

Rhythmus ist der Tanz der Wiederkehr, sagte einmal Friedrich Georg Jünger in einem Vortrag über die Sprache.

Musikalisch gesehen, bringt der Rhythmus etwas Bleibendes in das Verklingen der Töne. Ein wiederkehrendes Muster, in das die verklingenden Noten einzugehen scheinen, wie Farbpunkte in ein pointillistisches Gemälde.

Doch Töne können nicht auf dieselbe Weise Bestandteile der Musik sein, wie etwa Farbpunkte Teile eines Gemäldes sind oder Steine die Teile einer Mauer. Ein Lied besitzt keine Anwesenheit als Ganzes, so wie ein Bild. Das Musikstück ist immer nur in dem Akkord gegeben, der gerade ertönt. Alle anderen Noten, die zu ihm gehören, sind dann schon zuvor verklungen oder warten noch darauf, gespielt zu werden.

Dieser vorübergehende Charakter der Musik macht sie zu einer besseren Metapher für das Leben als die Malerei oder Bildhauerei.

Das Leben eines Menschen gleich keinem Gemälde und auch keiner Plastik. Es ist ein ständiges Dahingehen von Monaten und Stunden, Herzschlägen und Atemzügen. Eine Abfolge von Augenblicken, von denen keiner zugleich mit einem anderen gegenwärtig sein kann. Die Ereignisse seiner Gegenwart erzählen seine Geschichte, so wie die aufeinanderfolgenden Noten eines Liedes in ihrem Rhythmus eine Melodie vortragen.

Muss man nicht sagen, dass der bewegte Charakter der Sprache dem bewegten Charakter der Lebenswelt entspricht? Sie geht von Satz zu Satz, vom Wort zu Wort, so wie das Leben der Lebewesen von Tag zu Tag und Jahr zu Jahr.

Muss man da nicht Hamann Recht geben? Der Rhythmus der Jahreszeiten, der Herzschläge und Generationenfolgen: ist er nicht wie der Rhythmus eines Gedichtes, das von Silbe zu Silbe verklingt, doch gerade darin die Einheit seiner Melodie und Bedeutung verwirklicht?

Wer beginnt, über die Sprache nachzudenken, betritt umkämpftes Gelände. Der Großteil der philosophischen Zunft würde wohl darauf beharren, dass es eine Art von rein logischen Gegenständen gibt, die losgelöst sind vom sukzessiven und klingenden Gang der Sprache oder von der Sinnlichkeit eines Bildes.

Ein schlüssiger Beweis oder auch der Zusammenhang einer korrekt gelösten Gleichung kann nichts sein, was an die Sukzession von Klängen oder Denkakten gebunden ist. Das sind Bereiche, in denen die Abstraktion sich selbstständig machen will. Wir wollen sie denn auch den Fachleuten überlassen.

Vielleicht lässt sich jedoch durch genaue Selbstbeobachtung irgendeine Schwelle bemerken, an der sich das Denken oder die Welt der Bedeutungen schließlich doch vom Sinnlichen der Sprache und ihrer klingenden Worte zu trennen beginnen.

Kehren wir dazu noch einmal zurück zum Unterschied zwischen dem äußeren und dem inneren Umgang mit der Sprache. Gibt es nicht einige Unterschiede zwischen der den Ohren hörbar gemachten Rede und der nur im Geiste eines Individuums für sich klingenden? Gehört nicht dazu vielleicht die Vielstimmigkeit, die im inneren Klingen nichts Außergewöhnliches ist, die jedoch der Mund nicht reproduzieren kann?

Aus dem polyphonen Klangraum des Innenlebens etwas in das Homophone der gesprochenen Rede zu übersetzen, die dem zähen Nacheinander der zeitlichen Sukzession noch strenger unterworfen scheint, das geht einher mit einem großen Verlust an Anklängen.

Es ist nötig auszuwählen, wenn Gedachtes zu Gesagtem werden soll. Die Tatsache, immer nur ein Wort zur Zeit und einen Satz nach dem anderen sagen zu können, zwingt zur Beschränkung oder zur Weitschweifigkeit.

So kann es sein, dass man sich gerade ausgiebig und gern mit einer Reihe bestimmter Gedanken befasst, und dennoch nur widerwillig und mit nagender Ungeduld die Mühen auf sich nehmen würde, sie etwa beim Abendessen vor anderen auszubreiten.

Das mag oft an diesen Gedanken selbst liegen, die man lieber für sich behalten will. Doch es kann auch am Geschwindigkeits- oder Komplexitätsunterschied zwischen der laut ausgesprochenen und der innerlich gedachten Rede liegen. Am vielstimmigen Charakter des Denkens.

Wie kommt diese Vielstimmigkeit zustande? Sie ist ja kein Stimmengewirr, also einfach eine Überlagerung parallel erklingender Stimmen. Sie gleicht eher einer synchronen Wiedergabe mehrerer Texte in derselben Rede.

Vielleicht wird diese Steigerung der Verstandestätigkeit dadurch erreicht, dass Chiffren oder Siglen zu Hilfe genommen werden. Ganze Sätze, ja Zusammenhänge, deren Niederschrift Seiten benötigen würde, präsentieren sich im Denken in einfachen Elementen.

Wenn das Bewusstsein einem Musik- und Bildersaal gleicht, dann erhalten gewisse oft und gründlich durchdachte Zusammenhänge den Charakter von Lichtblitzen, die ihn mit einem Schlag erhellen. Sie treten weder in die Klarheit des deutlich vorgestellten Bildes, noch in die Sukzession eines Wort für Wort ausgesprochenen Satzes. Sie sind im Augenblick da. Wie geschlossene Glaskugeln: undurchdringlich und trotzdem klar.

Das sind Bereiche, in denen es zumindest so erscheint, als könne das Denken sowohl den akustischen als auch den bildlichen Bereich verlassen. Als verlöre die Sprache das Nacheinander ihrer Melodie und würde zum reinen Denken: losgelöst vom hörbaren, sehbaren, fühlbaren, riechbaren Stoff leuchtet es auf. Ein blitzartiges Erfassen logischer Gehalte.

Ich finde es schwierig, mir das vorzustellen.

Doch vielleicht ist diese Fähigkeit des plötzlichen Verstehens tatsächlich losgelöst vom Aufeinanderfolgen der Worte und füllt es erst mit Sinn. Vielleicht gibt es in der Sprache eine Komplementarität; gleichsam Licht und Schatten. Vielleicht ist der Klang der Worte wie ein Schatten, der die helle Kontur des Gedankens sichtbar macht.

Vielleicht brauchen wir zum Denken und Sprechen das Zusammenspiel von klingender Sukzession und augenblicklichem Geistesblitz, so wie wir zum Sehen das Zusammenspiel vom Hell und Dunkel brauchen.

Wir sind Augenmenschen. Doch wenn die Schatten dichter werden, gewinnen auch die Klänge und Geräusche wieder an Körperlichkeit. Die Abenddämmerung ist voller Musik. Wenn die Laternen angehen, fängt das Wasser im Brunnen an, lauter zu plätschern.

Ich habe das vor kurzem beobachtet, als ich nach einem Tag in Venedig erst am Abend das Schmatzen und Gurgeln des Wassers in den Kanälen zu hören begann, nach dem ich so begierig gewesen war.

Doch eigentlich ist der Effekt am Stärksten auf dem Land, wo es nicht das Rauschen des Verkehrs und der Geschäftigkeit gibt. Noch dazu im Sommer. Das Abendlied einer Amsel wird plötzlich laut und klar gehört, wenn nur die Sonne schon hinter dem Berg ist.

Als ob das Licht im Stand wäre, die Klänge eines Ortes in sich hineinzusaugen. Mit zusammengekniffenen Augen bemerkt man das Singen der Vögel und das Zirpen der Grillen bloß als unbestimmtes Hintergrundrauschen.

Hell beschienene Plätze und schattenlose Wiesen erscheinen nicht als Orte des Wortes und der Musik. Die Seele braucht zum Hören das Halbdunkel eines Hauses oder einer Laube. Dort wird auch das Gespräch wieder Fahrt aufnehmen, das auf dem freien Feld zum Erliegen kam.

Homer soll blind gewesen sein. Borges in seiner Bibliothek war es am Ende seines Lebens.

In der Stille ist Konzentration möglich. Nicht bloß als angestrengte Arbeiten am Text der eigenen Gedanken, sondern auch im Sinne des aufnahmebereiten Zuhörens.

Ernst Jünger hat darauf hingewiesen, dass das Wort Konzentration für zwei ganz entgegengesetzte Tätigkeiten benutzt wird. Er gibt das Bild eines Jägers auf dem Anstand, der konzentriert ist, wenn er das Erscheinen des Wilds erwartet, und konzentriert, wenn er es aufs Korn nimmt. Jedoch jeweils auf ganz andere Weise.

Während die Konzentration auf das Wild, das im Schussfeld steht, tatsächlich einen Gegenstand oder Mittelpunkt hat, auf den sie gerichtet ist, so ist die Konzentration des Jägers, der auf das noch leere Feld blickt, ohne Fokus. Es ist ein sich Bereithalten; ein sich Leerhalten, damit nicht ein anderer, gar nicht beabsichtigter oder falscher Gegenstand die Aufmerksamkeit auf sich lenkt und der entscheidende Moment verpasst wird.

Auch mit der Konzentration beim Nachdenken ist es wohl so: sie hat zwei Phasen, die einander ständig ablösen, wie das Ein- und Ausatmen. Bevor ich mich auf einen Satz

konzentrieren kann, muss ich mich dezentrieren. In die Stille, die dabei entsteht, klingen die gesuchten Worte leise an. Sie gehen nicht unter in meinem inneren Rauschen, sondern zeichnen sich ab vor der Stille, so wie das sanfte Auftauchen eines Karpfens im Teich nur gesehen werden kann, wenn der Wasserspiegel glatt ist.

Dass man zur geistigen Konzentration Stille benötigt, liegt vielleicht gar nicht daran, dass das eigentliche Denken, so wie es geschmacklos und geruchlos und farblos ist, auch stumm ist und ohne Klang, sodass jede sinnliche Einmischung es nur stört und seine Reinheit trübt.

Vielleicht ist die äußere Stille zum Denken deshalb nötig, weil es in Wahrheit auf die Akustik angewiesen ist. Auf Töne, Melodien und Rhythmen, die jedoch manchmal so leise klingen, dass alles sie übertönt, was vom Ohr noch wahrgenommen wird.

